

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1994-1995)
Heft: 52

Artikel: Ich war ihr Zeitvertrieb
Autor: Charles, Paula / Hetzer, Tanja
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054218>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich war ihr Zeitvertreib

Paula Charles, Ex-Gogo-Tänzerin und Buchautorin:
Drei Monate in Hornussen, das ist genug!

Paula Charles ist vor fünfzehn Jahren in die Schweiz gekommen. Ihre erste Stelle als Gogo-Tänzerin hatte sie in Hornussen – ein kleines Dorf im ländlichen Aargau. Mit ihrer Autobiographie «Go, Josephine, go»* nahm sie Abschied von ihrer Zeit als Tänzerin. Für die FRAZ erinnert sie sich noch einmal an ihre Erfahrungen in einem Schweizer Dorf.

Mit Paula Charles
sprach Tanja Hetzer

Vergangenheit, die ich abstreifen möchte

Wenn ich versuche, mich an Hornussen zu erinnern, dann kommt mir das Kotzen – entschuldige, aber jeder Knochen in meinem Körper tut mir weh, sobald ich daran denke. Manchmal wünsche ich mir, ich könnte diese Vergangenheit abstreifen. Etwas ist mit mir dort passiert – ein Schock fürs Leben. Hornussen ist der Ort, wo ich erfahren habe, dass ich als Mensch in eurer weissen Gesellschaft keinen Wert habe. Das Leben in einem neuen Land ist immer schwer. Aber der Druck und der Schmerz, den ich da erfahren musste, waren zuviel. Erst viel später realisierte ich, wie depressiv ich damals wurde.

Nach Hornussen kam ich mit meiner Freundin Bony aufgrund eines Stelleninserates in einer westindischen Zeitung: Hostessen – junge Mädchen mit Flair wurden gesucht. Dass ich als Gogo-Tänzerin arbeiten würde, hatte ich mir nicht vorgestellt, vielleicht war ich zu gutgläubig. Aber das habe ich ja alles in meinem Buch erzählt.

Ein Mittel gegen die Langeweile

Wir waren die ersten zwei schwarzen Frauen, die in Hornussen lebten. Die Bauern starrten uns andauernd an und wollten uns anfassen. So lernte ich, dass ich anders bin, ich fühlte mich fremd. Vor den Menschen im Dorf bekam ich Angst. Bony und ich getrauten uns anfangs kaum mit jemandem zu sprechen; der Besitzer der Gogo-Bar, Meier, hatte es uns auch ausdrücklich verboten: Niemand sollte von unseren niedrigen Löhnen und den Arbeitsbedingungen erfahren.

Einmal luden ein paar Bauern Bony und mich zum Mittagessen ein. Sie bestellten Fisch für uns und wollten, dass wir Weisswein dazu trinken. Wir erklärten, dass wir Cola vorziehen würden. Da fing die ganze Gesellschaft in der Beiz zu lachen an; ein Bauer sagte, es sei «grusig» Cola zu Fisch zu trinken, das mache man in der Schweiz nicht. So wurde uns trotzdem Weisswein serviert. Als ich ihn widerwillig trank, lachten einige, bis ihnen die Tränen kamen. Ich konnte nicht glauben, was für ein Theater sie um den Weisswein mit Fisch machten. Ich mag ihn nicht. Aber in der Beiz war für einmal keine Langeweile: Zwei schwarze Frauen als Zeitvertreib. Ich glaube, die Bauern hatten uns nur eingeladen, damit sie sich an uns belustigen konnten.

Immer die gleiche Geschichte

In meiner Zeit als Tänzerin hatte ich oft Engagements in anderen kleinen Landgemeinden. Ich arbeitete meist abends. Da ich in meiner jeweiligen Unterkunft oft keine Möglichkeit hatte zu kochen, ging ich fürs Mittagessen in die Dorfbeiz. Doch jedesmal, wenn ich eine Beiz betrat, starrten mich alle an. Und fast immer wurde mir ein Drink spendiert oder mein Essen bezahlt, von irgendeinem Herrn in der Ecke. Es verunsicherte mich, schliesslich musste ich ständig damit rechnen, dass der spendierfreudige Herr bald an meinem Tisch sitzen würde. Dann kam immer das Gleiche: Der Typ erklärte, ich sei schön, und als nächstes fragte er mich, ob ich mit ihm schlafen würde. Ich habe die Freiheit nicht, alleine und entspannt in ein Restaurant zu gehen. Weil ich Schwarz bin, glauben Schweizer Männer ein Recht zu haben, mich mit solchen Ungeheuerlichkeiten zu konfrontieren. Das passiert mir heute noch immer, und neuerdings macht meine siebzehnjährige Tochter Michelle, die seit einem Jahr mit mir in Zürich lebt, dieselben Erfahrungen. Diese Anmache zeugt von unglaublicher Respektlosigkeit. Ich weiss nicht, was sie sehen, wenn sie uns schwarzen Frauen in die Augen schauen, aber was sie denken, das ist Schmutz.

In der Karibik denken wir ganz anders. Ich würde nie einen Weissen einfach anfassen, ihn fragen, woher er komme, ob er je Bananen gegessen habe, und überhaupt, ob er mit mir schlafen wolle. Das verletzt und zeigt, wie wenig Respekt man vor der anderen Mentalität hat.

In einem besonders konservativen Kaff

Die meisten Gogo-Tänzerinnen kriegen ihren ersten Job auf dem Land, und in jedem Kaff findest Du eine Gogo-Bar. Viele Frauen, die ich auf dem Land kennenlernte, entschuldigten das Verhalten ihrer Männer: die müssten sich unterhalten, sonst sei es zu langweilig. Nirgends erfuhr ich weniger Respekt von Männern als auf dem Land. Eine weitere Eigenart der ländlichen Barbesucher war, dass sie stets betonten, wie hart sie arbeiteten. Und für jeden hart erarbeiteten Franken, den sie für mich ausgaben, wollten sie eine Gegenleistung. Nie wieder hat mich ein Gogo-Bar-Besucher so brutal angefasst.

In einigen Dörfern brachten die Männer ihre Kinder zu den Shows. Das machte mich sehr wütend, denn ich wollte mich nicht vor Kin-

dern nackt ausziehen. Ich weiss nicht, ob die Erwachsenen es besonders «geil» fanden, wenn Kinder dabei waren.

Drei Monate arbeiteten Bony und ich «schwarz» in Hornussen. Meier hatte uns die Pässe abgenommen und nie eine Arbeitserlaubnis für uns bei der Fremdenpolizei eingeholt. Erstaunlich, dass dies in einem solch konservativen Kaff nicht auffiel. Vermutlich wollte sich niemand darum kümmern. Nach einem Monat war die Gogo-Bar voll, alle wollten sehen, wie sich die zwei Schwarzen auszogen.

Und erlöse mich von meinen Schuldgefühlen

Mit meinem Buch habe ich viele Lesungen gehalten, und an diesen tauchten auch einige Leute aus Hornussen auf. Sie seien schockiert, sie hätten nichts von all dem gewusst, sagten sie zu mir. Es kamen auch Männer, die ich von den Nachtlokalen her kannte. Sie gaben immer vor, mich zum ersten Mal zu sehen. Einige wenige entschuldigten sich, sie hätten nicht gewusst, was sie mir angetan haben – sie hätten gedacht, sich das Glück kaufen zu können. Sie erklärten mir, auch sie hätten ein schlimmes Leben, schliesslich sei ihre Ehe in die Brüche gegangen, sie hätten Frau und Kinder verloren. Dummes Geschwätz! Sie haben kein Interesse an meiner Person. Sie haben Schuldgefühle, und möchten, dass ich sie davon erlöse.

Einen vertrauten Blick austauschen

Das schrecklichste war für mich wahrscheinlich, mit Bony als einzige Schwarze in Hornussen zu leben. Ich hatte das Gefühl, jeder ist hinter uns her. Auch die Kinder kamen, um Bony und mich zu berühren, aufgeregt oder schüchtern. Einige starrten nur: «Mami, Mami, eine Negerin», riefen sie. Die DorfbewohnerInnen meinten, «Neger» sei ein freundliches Wort, sie verstanden nie, wenn ich ihnen erklärte, dass ich es als Schimpfwort empfinde und sie sollten uns Schwarze nicht so nennen. Sie waren richtig schockiert zu erfahren, dass das eine Beleidigung ist. Mensch, waren diese Leute zurückgeblieben.

Der Wechsel nach Zürich war eine grosse Erleichterung, denn dort lebten andere Schwarze, auch wenn es Anfang der achtziger Jahre noch wenige waren. Wie gut tat es mir, andere Schwarze zu sehen, einen vertrauten Blick auszutauschen oder mit ihnen zu reden. Es



Paula Charles: Ich weiss nicht, was sie sehen, wenn sie mir in die Augen sehen

Ich versteh ganz genau

Ob sich etwas verändert hat in den Jahren, in denen ich hier lebe? Ja, ich habe mich verändert, ich schütze mich besser. Bei Zugfahrten nehme ich beispielsweise ein Buch mit. So kann ich mich in die Lektüre vertiefen und Distanz zu den anderen Fahrgästen halten. Früher bin ich erschrocken, wenn mich die Leute anpöbelten. Das ist heute nicht mehr so; aber manchmal, komme ich nach Hause und weine, weil es weh tut.

Vor fünfzehn Jahren waren die Leute ein bisschen neugieriger, sie wussten nicht viel über die Schwarzen. Im Fernsehen gibt es heute viele Sendungen von und mit Schwarzen, und es leben auch mehr Schwarze in der Schweiz. Aber irgendwie sind die Leute aggressiver geworden. Früher dachten sie sowieso, ich sei dumm, weil ich noch kein Deutsch sprechen konnte. Heute quatschen sie mich direkter an, mit frechen Fragen, und ich verstehe jetzt ganz genau, was sie sagen.

Sei misstrauischer, Michelle

Traurig ist für mich, dass meine Tochter nun die gleichen demütigenden Erfahrungen machen muss. Da fragte ein Mann meine Tochter nach dem Weg; sie hat es ihm, freundlich wie sie ist, erklärt; er begann sie unterdessen zu betatschen. Zu Michelle sage ich immer, sie solle misstrauischer sein und nicht davon ausgehen, dass die Leute es mit ihr gut meinen. Dann weint sie und gibt sich selbst die Schuld – das ist für mich das schlimmste.

Die Menschen hier sind immer so überrascht, wenn ich meine Erfahrungen erzähle. Ich würde es befürworten, wenn mehr öffentlich über Rassismus diskutiert würde. Warum gibt es kaum Diskussionen am Fernsehen, wo auch Betroffene zu Wort kommen? Diese Tabuisierung finde ich gefährlich.

Paula Charles: Go, Josephine, go. Herausgegeben und aus dem Englischen übersetzt von Chudi Bürgi. Zürich 1993. Limmat Verlag, 239 S., Fr. 29.–.

Siehe auch FRAZ Nr. 35, 1990, Paula Charles: Als schwarze Frau in der Schweiz. S. 34–35.

spielte gar keine Rolle, woher sie kamen. Eines hatten wir gemeinsam: als Schwarze unter Weissen zu leben.

Rassismus ist hier gar nicht so subtil

Könnt ihr euch überhaupt vorstellen, womit ich hier täglich konfrontiert werde? Du bist doch nur wegen des Schweizer Geldes gekommen, das hat halt viel Wert, gäll! Baust du ein Haus für deine Familie in Afrika; haben die dort überhaupt ein Dach über dem Kopf? Deine Mutter hat bestimmt viele Kinder, für die sie nichts zu essen hat, oder? Wieso kennst Du Rolex oder Cartier? Wo hast du Nigger diesen guten Geschmack gelernt? Als ich kürzlich von Griechenland mit Michelle in die Schweiz flog, weigerte sich eine Schweizer Frau, neben uns Platz zu nehmen.

Ich werde auch ständig auf englisch angesprochen. So fühle ich mich fremd und weiss

immer, dass ich nicht gut genug bin. Obwohl mancher Schweizer auch nicht perfekt Deutsch spricht. Ich erlebe sogar Schweizer, die meinen, besser englisch als ich zu sprechen, und mich dauernd korrigieren. Also bitte, ich bin in London zur Schule gegangen. Warum wollen sie mir immer zeigen, dass sie mich für dumm halten?

Einmal bekam ich für meine Lesung ein Zugbillet für die erste Klasse. Meine Tochter und ich freuten uns auf diese Fahrt. Kaum eingestiegen, musste ich zur Toilette, Michelle wartete draussen. Prompt kamen zwei Kontrolleure und schrien, dass ich sofort aus der Toilette rauskommen solle, denn sie wollten mein Billet kontrollieren. Hätten sie das mit einem Schweizer Gast der ersten Klasse gemacht? Sie glaubten wohl nicht, dass sich eine schwarze Frau die erste Klasse leisten könnte.